

# Bilanz-Warum? – Retrospektive-Wieso? Betrachtungen zu Joachim Wittstocks Erzählung „Karussellpolka“

Christoph Klein,  
Sibiu/Hermannstadt

**Abstract:** The present article written by Ch. Klein on the occasion of Joachim Wittstock's 70<sup>th</sup> birthday concentrates on a kind of balance, starting from the story *Karussellpolka* of the writer from Sibiu. Wittstock wrote the above mentioned story at the age of 40 and, consciously or not, he suggests the necessity of each of us to make the balance of his/her own life as soon as possible. Ch. Klein regards the story *Karussellpolka* adequate to this purpose, i.e. for balance, as it is the only prose narrative which deals with such a balance, not only generally as a human condition, but also with regard to the community of the Saxons of Transylvania to which Joachim Wittstock belongs.

**Key words:** Karussellpolka; balance; human condition; Saxon community in Transylvania

Um die Frage nach der Bilanz im schriftstellerischen Werk von Joachim Wittstock soll es in diesem Vortrag gehen, den ich zum siebzigsten Geburtstag des Autors vorbereitet habe. Sie zu beantworten soll anhand einer Erzählung versucht werden, die mir am ehesten dazu geeignet scheint. Wittstock hat sie als fast Vierzigjähriger geschrieben und damit die Erkenntnis – bewusst oder unbewusst – verdeutlicht, dass Bilanzziehen im Leben schon früh am Platz und jedes Mal heilsam ist. Ich meine „Karussellpolka“, „das ist“ – wie es im Untertitel lautet – „ein sehr wohl schicklicher, ersprießlich-seltsamer und herzerbau-

licher Bericht einer Fahrt ins Harbachtal, darin beschrieben wird die vielwichtige Urzelzeremonie, der Besuch neugieriger und hilfreicher, aber auch hilfloser Visitatoren, eines Studenten Liebe zum Fräulein Eva und das insonderlich abenteuerbewegte Spiel vom Reifenschwinger und vom Arzt, zur Verständigung der geneigten Leser an den Tag gebracht von Joachim Wittstock“, erschienen 1978 im Dacia Verlag, Klausenburg/Cluj-Napoca.

„Karussellpolka“ eignet sich schon darum für unser Vorhaben, weil die Erzählung – vielleicht als einziges episches Werk – ausdrücklich von solcher Bilanz spricht, und zwar nicht nur über menschliche Existenz überhaupt, sondern vor allem auch im Blick auf die Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen, in die der Autor hineingestellt ist. Allerdings schreibt er dort, „es gibt [...] kein Bilanz-Warum und Retrospektive-Wieso“ (S. 123). Wobei es vorher hieß: „Bewirkt wird dies allein durch die Gegenwart, die Probleme und Konflikte aufheben kann, eine freie Zeit, die keine Vergangenheit hat und auch keine Gedanken an die Zukunft aufkommen lässt. Diese Gegenwart [...] ist, tautologisch gesagt, allgegenwärtig.“ Doch diese Worte, die der Student, der Protagonist der Erzählung Hermann Heger (HH) im Sinnieren über sein Verhältnis zu Fräulein Eva ausspricht, werden anschließend relativiert: „Dann ist es aber doch die Jüngstvergangenheit, die plötzlich in seine Worte einbricht [...]. Es ist, als würden sich immer neue Probleme ergeben, bevor auch nur eines von ihnen gelöst wurde. Und dass man auch an die nahe und nächste Zukunft denken muss, wird nun deutlich“ (S. 123).

Hier scheint mir eine Schlüsselstelle für das Verständnis der Erzählung vorzuliegen. Es geht um die Bilanz der gegenwärtigen Probleme im Wissen um die Vergangenheit und im Blick auf die Zukunft. Und – wie wir vorher sahen – nur so wird Bilanz richtig verstanden und gehandhabt. In diesem Sinne ist das ganze Geschehen in „Karussellpolka“ aufgebaut. Ein Ereignis unserer Tage wird mit Hilfe der Erfahrungen und

Einsichten aus der Vergangenheit gedeutet, die hilfreich sein könnten für die Fragen nach der Zukunft, ja vielleicht auch zu ihrer Bewältigung. Das gilt für die Lebensbilanz einzelner Personen (des Studenten, des Reifenschwingers, des Arztes und anderer beschriebener und handelnder Personen). Aber auch für die Bilanz einer ganzen Gemeinschaft, und zwar der Siebenbürger Sachsen, die hier auf dem Hintergrund eines uralten Brauches, dem Urzelfest, in ihrer Wesensart, ihrer Besonderheit, mit ihren Lebensfragen und in ihrer durch die Geschichte hindurch bis in die Jüngstvergangenheit immer neu aufgetretenen Gefährdungen beschrieben werden.

Und ich meine, dass es hier auch eine dritte Dimension der Bilanzierung gibt – neben der vor sich selbst und vor der Gemeinschaft –, sozusagen als „Rechenschaftsablegung“: gegenüber Gott, in der Frage nach dem rechten Glauben oder jedenfalls dem Transzendenten (S. 37). Und das angesichts der Gefahr, des Verhängnisses (S. 104), des Unheils, die den Einzelnen und die ganze Gemeinschaft bedrohen und seit jeher bedroht haben. Diese Gefährdung, ja tödliche Bedrohung wird mit dem Motiv des „Gespenstes“ (S. 24) der „Pest“ dargestellt, jener furchtbaren Epidemie, die in früheren Zeiten ganze Gemeinden dezimiert oder ausgelöscht hat und zum Sinnbild für die große gegenwärtige Gefahr wird.

Geschichtliche Realität (wie die Pest, die schon von Martin Opitz als solche beschrieben wurde und beim Urzelfest in Erinnerung gebracht wird, (S. 73-74) und symbolhafte Deutung und Übertragung in die gegenwärtige Lebenswirklichkeit werden in der für Wittstock bekannten Manier des „Hinüberwechsels von Wirklichkeit und Phantasie“ dargestellt. „Die beiden Handlungsstränge“ – so der Autor in einem Nachwort – „können zeitlich durch die Jahreszahlen 1625 und 1975 gekennzeichnet werden“. Denn: „Diese Geschichte ist zunächst ein möglichst genauer Bericht über tatsächlich vorgefallene Handlungen und in der Wirklichkeit existierende Personen [...].

Das Gesehene und Gehörte ist andererseits tendenzhaft verändert worden: nach den Tendenzen eines literarischen Textes, in dem auch von der Phantasie Gebrauch gemacht werden kann und soll“ (S. 143).

Geschehnisse bei dieser „Urzelzeremonie“ werden schon zu Beginn in diesem Sinne beschrieben. Zum Beispiel so: „Im mühseligen Vorwärtsdringen nimmt HH einige jener Gestalten des Zuges wahr, auf die es offenbar in höherem Maß ankommt. Doch sieht er immer nur fetzenweise einiges, wenn sich zwischen den dichten Menschenreihen Durchblicke ergeben. Dennoch hat er das Gefühl, Symbolhaftes in Erscheinung treten zu sehen. Eine Haupteigenschaft des Wahrgenommenen – und vielleicht jeder echten Symbolik – liegt indes gerade in der Flüchtigkeit, in der sie sich darbietet und den Blicken wieder entzieht. Man kann des Sinnbilds nicht habhaft werden, kann es nicht bergen. [...] Lässt sich hier jedoch von Symbolen sprechen? Ist das Geschehen ringsum nicht viel schlichter, so dass sich Erscheinung und Bedeutung ohne Transzendenz decken? Wer weiß? Andererseits ist man [...] bereit anzunehmen, dass ein Umzug, in dem so manches in größerer Höhe getragen wird, notwendigerweise eine Prozession mit anspruchsvoller Symbolik ist“ (S. 37-38).

Unter dieser Voraussetzung ist das hintergründige Thema der geschilderten Begebenheiten eines Urzelfastes herauszustellen. Nachdem der Urzelbrauch auf die Vertreibung der bösen Geister und vor allem der Pestgefahr als tödliche Bedrohung zurückgeht, wird es zum Symbol für die Art und Weise, wie man sich gegenüber der Gefahren und Bedrohungen der Gemeinschaft überhaupt verhält. Das wird an einem „traditionellen“ Theaterstück, „Das Spiel vom Reifenschwinger und vom Arzt“, veranschaulicht (S. 22). So wird schließlich das ganze Urzelfest zu einem solchen Spiel (S. 92, 131), bei dem es jedoch um „Tod und Leben“ (S. 124) geht. Mittels des Brauchtums soll auch in der Gegenwart dies Anliegen im Bewusstsein der Gemeinschaft

erhalten bleiben: „Wenn wir schon alte Bräuche feiern, so müssen wir auch manches in Kauf nehmen, was ihnen an Verwunderlichem anhaftet. Nur dann können wir uns mit Hilfe des Brauchtums auch der Gefahren des Lebens bewusst werden und uns ihrer erwehren [...]. Zwar sträuben wir uns gegen das Verhängnis, das uns bedroht. Doch haben wir gehört, dass uns ein Weg offen steht, durch einen vergleichsweise geringen Verlust eine Katastrophe von bedeutenden Ausmaßen aufzuhalten“, sagt der „Paradehauptmann“ (S. 103-104).

Das Unheil, das in früheren Jahren durch Seuchen, Naturkatastrophen, Krieg und Teuerung auf die Gemeinschaft zukam (S. 54), ist heute anderer Art: „Es hat auch früher immer welche gegeben, die von Gefahren gesprochen haben [...], die angeblich das sächsische Volk bedrohen würden. Diese Quengler waren aber selbst eine Gefahr für die Sachsen. Denn sie haben mit ihrer ewigen Schwarzseherei die Leute unsicher gemacht, anstatt sie aufzurichten und ihnen für den Lebenskampf Mut einzuflößen. Es ist unsäxsisch, überall nur Gespenster zu sehen“, meint eine Biologielehrerin von der Gruppe der Hermannstädter Reisegesellschaft (S. 24). Es ist die Bedrohung der Lebensexistenz der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft überhaupt durch den repressiven Staatsapparat, die „rote Ruhr“ (S. 92) als Hinweis auf die „rote Gefahr“, das „Gespenst des Kommunismus“.

Aber auch der Identitätsverlust, dargestellt an der Infragestellung der sächsischen/deutschen Ortsbezeichnungen („Geht die Fahrt der Reisenden aus Hermannstadt nach Agnetheln oder nach Hirselden, d. h. Pripor de mei?“, S. 11-13, 33-34, 43, 139), wird zur Sprache gebracht. Und die allgemeine Verunsicherung der sächsischen Gemeinschaft, die dadurch entsteht, wie überhaupt die Bespitzelung dessen, was Einzelne sagen und schreiben. Geheimnisvolle, versteckte und gesuchte Briefe (S. 29-31, 136) gehören dazu, ebenso die Reaktionen der bedrohten Menschen durch innere oder äußere Emigration (S. 138) und mangelnde Bereitschaft Einzelner, sich für die Gesamtheit zu „opfern“.

Wie dieser Bedrohung gegenüber zu handeln sei, darin sind sich die Leute nicht einig. Eingedenk des Theaterstückes „Das Spiel vom Reifenschwinger und vom Arzt“ erlebt man auch bei dem Urzelfest des Jahres 1975 – wie einst – zwei sich gegenüberstehende Positionen. Da ist der Reifenschwinger, der es vermag, volle Weingläser mit seinem Reifen so zu schwingen, dass sie wohlbehalten und ohne den Inhalt zu verschütten, das Kunststück überstehen. Allerdings: Der Künstler braucht Bürgen, die mit ihrem Leben dafür einstehen, dass dieses möglich und richtig ist. Dieser Brauch wird zum Symbol für das gegenwärtige Einstehen für die Gemeinschaft. Der Reifenschwinger ruft auf, sich dafür freiwillig zu melden: „Die Freiwilligen sollen vortreten. Wer möchte für das Wohl seiner Gemeinde einstehen? Ich setze mein Ansehen dafür ein, dass ihm nichts geschehen soll“ (S. 53). Auf diese Weise soll das Unheil abgewehrt werden. Doch diesem Angebot wird von vielen mit Skepsis, Unglauben oder gar Widerspruch begegnet. So behauptet der Magister Ezekiel Kyr, der sich als Arzt ausgibt: „Wo der Reifenschwinger auftritt, ist ein Unheil im Anzug“ (S. 53).

Das Geschehen beim Urzelfest macht durch die Dialoge, den Wettstreit und die gegenseitigen Beschuldigungen deutlich, dass es hier um die Frage geht, ob wissenschaftliche Mittel, also (vielleicht historische) Theorien hilfreich sind oder der praktische Einsatz, der allerdings nicht ohne „Anpassung“ möglich ist und die „freiwillige Opferung einiger“ erfordert (S. 63). Der Reifenschwinger sagt: „Auch heute ist die Seuche im Anzug, aber sie kann vermieden werden“ (S. 63). Dem vermeintlichen Arzt Ezekiel Kyr entgegnet er: „Mit der Wissenschaft habt ihr die Pest nie aufhalten können“. Und den Anwesenden will er versichern: „Wo wir auftreten, erscheint bisweilen auch die Pest, der wir uns alle fügen müssen. Aber sie lässt sich in erträglichen Grenzen halten, allerdings nicht durch die törichten Ärzte [...]. Es war ein großes Ereignis, [...] als wir merkten, dass es ausreicht, wenn bloß einige Freiwillige dahingerafft werden. Und

auch dieses Opfer wird nur dann gefordert, wenn wir Reifenschwinger nicht auf der Höhe unserer Kunst sind. Für jedes Glas auf meinem Reifen muss sich ein Bürge finden, und bringe ich es wohlbehalten wieder zum Stehen, so geht er frei aus“ (S. 63-64).

Doch es wird alsbald vermutet, dass der Reifenschwinger – wie der zu einer Visitation in Agnetheln erschienene Dechant Oltardus formuliert – mit dem Teufel im Bund steht und es darum gefährlich ist, sich mit ihm einzulassen, obgleich erst der Ausgang – gemäß Apostelgeschichte 5,38 f. – darüber entscheiden wird. Oltardus distanziert sich von ihm, meint aber am Schluss: „Ein jeglicher mag entscheiden, ob er es zu verantworten weiß, sich ihm auszuliefern“ (S. 112).

Das Spiel ist freilich ernst: „Ist dies das angekündigte «Spiel vom Reifenschwinger und vom Arzt», oder erlebt man hier Wirklichkeit, die pure Wirklichkeit? Sollte es ein Spiel sein, kann man sich in seinem Hintergrund ein anderes Theaterstück vorstellen. Auch in diesem ist der Reifenschwinger die Hauptperson. Ihm treten jedoch nicht Gelehrte in langen Gewändern, sondern neuzeitlich gekleidete Advokaten entgegen. Und die Geiseln sind nicht Urzeln, sondern Leute in Alltagskleidern. Man schreibt die Jahre der Heilsbotschaft 1957 und 1958. Der Reifenschwinger zeigte damals seine Jahrmarktskunst gerne in ganz Siebenbürgen. Er verlangte hier und dort einige Geiseln, um sich seiner Fertigkeit nach allen Regeln widmen zu können. Er war nicht ohne Gutmütigkeit, denn immer noch verschonte er die Menge, wenn er nur als deren Stellvertreter etliche Bürgen hatte“ (S. 92). Ja: „Unter den Geiseln der endfünfziger Jahre waren auch etliche Schulmeister, Poeten und Kanzlisten. Stehende Formel in ihren Biographien: von dann bis dann zur Verfügung des Reifenschwingers“ (S. 94-95).

Den Kommentatoren und Rezensenten des Buches haben die handelnden Personen komplizierte Fragen aufgegeben, besonders der Reifenschwinger. Er hat unterschiedliche Deutungen

erfahren und bringt alle in Verlegenheit, die sein Auftreten und Verhalten deuten wollen. Ist er nun ein Gaukler, ein Schwindler oder einer, der mit seinen Kunststücken über die schwierige Situation angesichts von Pest und Tod hinweghelfen will, wie das in den Pestzeiten früherer Jahrhunderte der Fall war? Oder eher ein gefährlicher Opportunist, ja ein Profiteur, der in Anbetracht der großen Bedrohung sich als „Meister über Leben und Sterben“ (S. 81), wenn auch nur vorübergehend und vermeintlich, aufschwingsen will? Andererseits meint er das Wohl der Gemeinschaft zu vertreten, selbst wenn er Bürgen, Geiseln, Opfer dazu braucht, die dafür mitunter mit dem Leben oder mit Haftjahren bezahlen.

Angesichts solcher Ratlosigkeit in den Rezensionen ist es auffallend, dass keiner von den Kommentatoren weder die Passage von der „Bilanz“ in seine Überlegungen mit einbezieht noch die Frage stellt, was der Titel des Buches für das Ganze bedeutet. Zwar tritt im Laufe der Handlung die „Karussellpolka“ nur selten in Erscheinung, und doch scheint sich mir hier etwas – vielleicht Entscheidendes – von dem Geheimnis dieses Buches zu verbergen.

„Das Karussell“ ist durch das gleichnamige Gedicht von Rainer Maria Rilke aus dem „Jardin du Luxembourg“ (1907) in unseren Tagen zu einer Metapher für eine psychologische Problematik geworden, die in der Lebensberatung und Seelsorge einen Namen erhalten hatte: „das Konfliktkarussell“. Damit bezeichnet man eine ausweglose Situation, aus der ein Hilfe Suchender in der Lebensberatung allein nicht herausfinden kann. Das „Karussell“ steht in dem Gedicht von Rilke für die ständige, immer wiederkehrende Problematik des Menschen, von der er nicht los wird und um die alles in seinem Leben kreist. Das suggestive Bild dieser Gefangenschaft in sich selbst als unaufhaltsamer Kreislauf des Geschehens in dem Gedicht regt zum Durchmeditieren einer bestimmten Lebenssituation an:

Mit einem Dach und seinem Schatten dreht  
sich eine kleine Weile der Bestand  
von bunten Pferden, alle aus dem Land,  
das lange zögert, eh es untergeht.  
Zwar manche sind an Wagen angespannt,  
doch alle haben Mut in ihren Mienen;  
ein böser roter Löwe geht mit ihnen  
und dann und wann ein weißer Elefant. [...]

Und das geht hin und eilt sich, dass es endet,  
und kreist und dreht sich nur und hat kein Ziel.  
Ein Rot, ein Grün, ein Grau vorbeigesendet,  
ein kleines, kaum begonnenes Profil –  
Und manches mal ein Lächeln, hergewendet,  
ein seliges, das blendet und verschwendet  
an dieses atemlose blinde Spiel...<sup>1</sup>

So wie die bunten Pferde und anderen Tiere „und dann und wann ein weißer Elefant“ beim Betrachten des sich drehenden Karussells immer wiederkehren, so sehen uns die ungelösten Probleme, die quälenden Fragen und die aussichtslose Situation gleichsam als „Gespenster“ ständig an. Um dem „Konfliktkarussell“ angemessen zu begegnen, dessen Impulse zu entdecken und so aus der Konfliktsituation herauszufinden, unterscheidet man – wie in einem neuerdings sehr beachteten Buch über Seelsorge und Beratung ausgeführt wird – drei Arten, sozusagen „Strickmuster“, in dieser Konfliktkonstellation: das „Opfermuster“ („Ich bin an allem Schuld, niemand hilft mir, vielleicht kann mir doch jemand helfen...“), das „Sackgasenmuster“ („Ich weiß nicht mehr weiter..., ich stecke in einer Falle...“) und das „Desorientierungsmuster“ („Ich weiß nicht,

---

<sup>1</sup> Rainer Maria Rilke: Lyrik und Prosa. Hrsg. von Peter Motzan. Bukarest 1976, S. 62.

was ich machen soll; egal, was ich mache, es ist immer falsch...“).<sup>2</sup>

Die Metapher vom „Konfliktkarussell“ veranschaulicht treffend: Eine Rat suchende Person dreht sich im Kreis, der beratenden Person wird über kurz oder lang schwindlig, das nahe liegende Ziel im Blick auf Hilfe ist das Stoppen des Kreisens. Die wichtigste Warnung des Beraters soll dann lauten: Nicht in das Problemkarussell einsteigen!<sup>3</sup>

Was bedeutet das für unsere Fragen? Wir stellen fest, in der ganzen Erzählung Wittstocks, außer an zwei Stellen, wo erwähnt wird, dass die „Karussellpolka einsetzt“ bzw. „ertönt“ (S. 83, 121), wird nur an zwei Stellen deutlich: die Karussellpolka-Musik ist Hinweis auf jene „Vergnügungseinrichtung“, wie sie ein Kinderkarussell darstellt. Diese ist eine vielsagende Metapher für das „Sich im Kreis Drehen“ aller derer, die „im gebanntem Blick auf das kreisende Glas“ Anteil haben am Tun des Reifenschwingers. „Wir drehen uns durch die Luft [...] wie im Karussell“, ruft ein faszinierter Betrachter der Kunststücke. Freilich: Es gibt auch hier Widerspruch, aber nur geringen. „Wer dreht sich [...]? Ich glaube, nur diese Becher.“ – „Nein, nein, wir alle drehen uns“, wird entgegnet (S. 132).

Es ist der „Zugzwang“, von dem an einer anderen Stelle der Erzählung (S. 118) die Rede ist. Und auch am Ende des Festes, nahe dem Aufbruch der Reisegesellschaft, wird von den Teilnehmern gesagt: „Sie stehen auf der Stelle, gehen ein paar Schritte, worauf sie wieder einhalten. Es ist, als würden sie von einer drehenden Bewegung erfasst, von einem langsam kreisenden Karussell, das alle hier Anwesenden vom Boden hebt, um sie von ihrer Erdschwere etwas zu befreien“ (S. 135).

<sup>2</sup> Vgl. Timm H. Lohse: Das Trainingsbuch zum Kurzgespräch. Göttingen 2006, S. 39 f.

<sup>3</sup> Timm H. Lohse: Das Kurzgespräch in Seelsorge und Beratung. Göttingen 2006<sup>2</sup>, S. 40 ff.

Hinter solchen Beobachtungen steht die Frage, wie man aus diesem „Um sich selbst Kreisen“ herausfinden kann. Das oben genannte Strickmuster der Konfliktdarstellungen verbirgt sich hier: das „Opfermuster“ („Wir können nichts dafür, niemand kann uns helfen, wir müssen so weiter machen“), das „Sackgassenmuster“ („Wir können hier nicht hinaus... Niemand, weder der Arzt noch der Pfarrer können hier helfen“) und auch das „Desorientierungsmuster“ („Wir wissen nicht, was wir machen sollen“; „Was immer wir machen, ist falsch“, d. h. die innere oder die äußere Emigration ebenso wie das schicksalhafte auf sich Nehmen des Loses und die Bereitschaft, auch Leiden, Verluste und eventuell das Ende auf sich zu nehmen).

Zu dieser Sicht passt, was Gerhardt Csejka in seiner Rezension des Buches betont hat: Die Geschichte gedeiht „zum zwingenden Ausdruck der Ohnmacht, der Hilflosigkeit dessen, der nicht mehr durchblickt, dem Welt sich von allen Seiten bloß als Vorspiegelung zeigt“.<sup>4</sup> Diese Schlussfolgerung ist berechtigt, insofern der Autor der „Karussellpolka“ nicht beabsichtigt, Lösungen, auch nicht versteckte, anzubieten, sondern eine Situation schildern will, eben dieses „Konfliktkarussell“ auf allen Ebenen menschlicher Existenz: in der persönlichen Zweierbeziehung (von HH und Eva), in den Gemeinschaftsproblemen einer Gemeinde und eines Volkes, aber auch gegenüber den transzendenten „Mächten und Gewalten“, denen er sich ausgeliefert sieht, des Todes, des „Fürsten dieser Welt“, der letztlich nicht „Regente“ ist, „der alles führen soll“ (S. 116).

Insofern ist es auch richtig, dass wir in diesem Buch nicht nur siebenbürgisch-sächsische Probleme beschrieben finden, sondern dass es hier um eine allgemein menschliche Problematik geht, die in anderen Regionen und anderen Situationen ebenso

---

<sup>4</sup> Gerhardt Csejka: Wenn der Reifenschwinger kommt. In: Reflexe II. Aufsätze, Rezensionen und Interviews zur deutschen Literatur in Rumänien. Hrsg. von Emmerich Reichrath. Cluj-Napoca 1984, S. 225-226.

aktuell ist. Das „Karussell“ versinnbildlicht den Konflikt zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen schicksalhafter Ergebenheit und dem sich Abfinden mit der gegebenen Situation oder der Möglichkeit, in eigener Freiheit Entscheidungen zu treffen. Und das hieße: sich dem Sog des Karussells zu entziehen, vielleicht auch als Bürge und Geisel sich der Gemeinschaft zur Verfügung zu stellen, selbst wenn es das Leben kostet. Es bleibt bei der Feststellung: „Was ist der Tod in diesen Augenblicken? Was ist die Freiheit? Jeder muss diese Fragen für sich beantworten“ (S. 113). Auch der zur „Schlichtung dieses Streites“, sozusagen als „Außenstehender“, bestimmte Protagonist HH versucht, die Herausforderung anzunehmen, kann aber dann nichts dazu sagen. Denn: „Zwischen den beiden [Positionen] lässt sich wohl kaum eine Einigung erzielen“. Er kann sich nur fragen, „ob es nicht am besten wäre, einfach davonzugehen“ (S. 116-117).

In der Tat: Mit diesem Werk will der Autor – bilanzierend – keine Lösung anbieten, niemand die richtige Entscheidung abnehmen, die jeder für sich treffen muss. Er will die Problematik aufweisen und verdeutlichen, sie als persönliche Entscheidung vor sich selbst, vor der Gemeinschaft, der er angehört – das heißt: in der Verpflichtung gegenüber den Alvordern – und letztlich vor Gott zu treffen. Und das heißt, auch als Glaubensfrage zu betrachten (die Ausführungen aus dem 17. Jahrhundert über den rechten Glauben und um die konfessionelle Identität sind ein Hinweis darauf; S. 66-72).

Das bedeutet aber nicht, dass in dieser Erzählung keine eindeutige Botschaften enthalten sind, selbst wenn mit Gerhardt Csejka davor zu warnen ist, „falsche Kernsätze“ herauszustellen, die sozusagen die richtige Erkenntnis dessen vermitteln, was der Autor uns sagen will.<sup>5</sup>

---

<sup>5</sup> Ebenda, S. 225.

Ja, es gibt in diesem Werk Botschaften, die als Hilfe zur eigenen Entscheidung angenommen werden können, die im praktischen, konkreten Leben unausweichlich wird. So heißt es einmal: „Handeln. Auch mal was tun. Sich verbürgen. Sein Leben aufs Spiel setzen. Zumindest: seine Tatkraft einsetzen. Es geht nicht immer um Leben und Tod. Es geht oft nur um die Überwindung der Trägheit. Auf Bequemlichkeit verzichten. Sich der Initiative nicht entwöhnen lassen. Die Gegen-Initiativen der Nichtwohlgesinnten durchkreuzen, Reifenschwingern aller Art die nötige Abfuhr erteilen. Initiative zeigen, selbst wenn es etwas ausgefallen wirken und man sich zeremoniell ungeschickt verhalten sollte und die Aufmerksamkeit eines ganzen Platzes auf sich lenkt... Im Tumult, in der Kälte und Gleichgültigkeit der Welt soll diese Liebe nicht untergehen. [...] Man muss aber am rechten Platz tätig sein! Nicht überall und jederzeit. Die Anmaßung des Durchgreifens, des «Die Welt vor vollendete Tatsachen Stellens». Fragwürdig mancher Übereifer, manche vorschnelle Entscheidung. «Bist du doch nicht Regente, der alles führen soll». [...] Nicht alles führen wollen, doch eingreifen, nicht Regente sein, aber doch mitentscheiden darüber, was gut ist und was nicht. Sich nicht vor der Zeit begraben lassen“ (S. 115-116).

Die Botschaft wird auch aus Fragen herausgehört. Was für Personen und ihr Verhältnis zueinander gilt, das gilt für die Gemeinschaft im allgemeinen. Im Gedanken an Eva erwägt HH: „Ist ihr die Zukunft wirklich gleichgültig?“ (S. 90), und dies ist die Frage schlechthin. Weiterhin überlegt er: „Zuviel Ergebenheit und Hoffnungslosigkeit zerstört alle Bindungen, vermindert den Elan der Empfindung. Ist vor allem im Gegensatz zur Liebe, die ja «die größte» ist, wie der Bibel-Brahms in aller Welt verkündet hat. [...] Warum so wenig Hoffnung, so wenig Erwartung?“ (S. 91). Und auch das ist eine ehrliche Botschaft über die wohlbekannte Unentschlossenheit, derer man Herr werden kann: „Er hätte schon gegangen sein müssen. Ein

ganzer Aufbruch- und Abschiedmechanismus ist schon in Tätigkeit. Und doch geht er noch nicht. Er wirft eigene Vorsätze um, vergeht sich an der Entscheidungsfreiheit, führt nicht aus, was er sich vorgenommen hat, stellt seinen Willen zeitweilig kalt und bleibt, zögert den Aufbruch bis ins Letztmöglich-zulässig-nicht-mehr-Zulässige hinaus, hastet dann schließlich davon“ (S. 91-92).

Trotz solcher Unentschlossenheit der Siebenbürger Sachsen, der Neigung, auf die Entscheidungsfreiheit zu verzichten, sich dem „Zugzwang“ – wie es beim Schachspielen mitunter geschieht (S. 118) – zu beugen, bleibt eine wichtige Botschaft der „Karussellpolka“ selbst dann, wenn sie mit einem Risiko verbunden ist und anders als mit „Reifenschwingen“ verbunden werden muss: Es bedarf der Bürgen, die sich an die Seite der Gemeinschaft stellen angesichts der Herausforderungen, die über Tod und Leben, über Gegenwart und Zukunft entscheiden. „Wer möchte für das Wohl seiner Gemeinde einstehen?“ (S. 53); „Wagt es denn niemand, für die Gemeinschaft einzustehen?“ (S. 65).

Bilanz-Warum? Weil das bedeutet, den neuen Blickwinkel nicht nur auf die Vergangenheit, sondern auch auf die Zukunft zu finden. Retrospektive-Wieso? Weil wir in dem rechten Bilanzziehen nicht nur fragen: „Warum war das alles so?“, sondern auch und vor allem: „Wozu?“ Und das soll Mut machen für alles Neue, das kommt. Diese Botschaft scheint im ganzen Werk von Joachim Wittstock auf. Wir sind gerufen, sie zu hören und ihm dafür zu danken.